

Thomas Schmidt

Als wir den II. Weltkrieg
ausgruben ...

copyright

Engelsdorfer Verlag
2007

Bibliografische Information durch
Die Deutsche Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86703-200-1
ISBN 3-86703-200-9
Copyright (2007) Engelsdorfer Verlag

Alle Rechte beim Autor

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

14,00 Euro (D)

Vorwort

Ich bin zwar in Torgau geboren, aber meine erlebnisreiche Kindheit begann erst einmal in der zu fünfundachtzig Prozent zerbombten Stadt Dessau. Die Trümmermeere und Bombenkrater, die Wahrzeichen des Krieges in dieser Stadt, waren nun mal die streng verbotenen „Spiel-Eldorados“ für unartige Kinder, zu denen ich gehörte. Wer den Krieg miterlebte, hat diese Trümmfelder gemieden, so gut er konnte. Uns aber haben sie magisch angezogen, weil wir erst nach dem II. Weltkrieg auf die Welt gekommen sind. Magisch angezogen haben uns auch die Verbotsschilder mit der Aufschrift:

*Betreten strengstens verboten -
Einsturzgefahr!*

Was meine Heimatstadt Torgau anbetrifft, ist dort der II. Weltkrieg in gewissem Sinne vergraben worden. Die Russen marschierten zum Kriegsende 1945 aus dem Osten und die Amerikaner aus westlicher Richtung auf die Stadt zu. Zwischendrin befanden sich noch Teile der deutschen Wehrmacht wie Korn, das jeden Moment zwischen zwei Mühlsteine geraten konnte. Man plante einen Stellungskrieg gegen die beiden Armeen wie Don Quichotte seinen Kampf gegen die Windmühlenflügel. Viele Punkte in der Stadt und am Stadtrand, auch im gesamten Kreisgebiet, waren für die Errichtung von Barrikaden gegen den Feind auserkoren worden. Nachdem strategisch wichtige Bauwerke, wie zum Beispiel die Brücken über die Elbe, sinnloserweise zerstört waren, begann die Flucht der deutschen Militärs, eines zum Rückzug gezwungenen Wehrmachtsrestes. Übriggeblieben sind Teile einer soldatenlosen Kriegsmaschine, die

man noch Jahre nach dem Krieg wie „Freilichtmuseen“ in den Wäldern wiederfand, oder eine, die unter den eigenen Füßen buchstäblich begraben lag. Kriegsgerät, Sprengstoff und Munition hat man „auf der Flucht“ in Seen und Flüsse versenkt, in den meisten Fällen aber in flache Gräben geworfen und dürftig mit Erde überdeckt unter der Maßgabe, dass Gras über die Sache wachse. Manchmal hat ein Pflugschar oder ein starker Regenguss ein Flakgeschoss, einen alten Stahlhelm oder Karabiner freigelegt, vielleicht war es auch nur ein Wildschwein, das den Waldboden durchfurcht hat.

„In den Baumwipfeln singt die Amsel, und der Buntspecht schlägt seinen Takt, Lerchen hüpfen futtersuchend im Gras, darunter ist der II. Weltkrieg verscharrt“. „Eine makabere Poesie“, wird der eine oder andere sagen.

Einer muss ja mit dem Schürfen nach Munition begonnen haben, aber wer?! Das weiß nur der Himmel.

Apropos Himmel: Manche sind dort oben, die durch die Spuren dieses Weltkrieges noch viele Jahre nach 1945 zu Tode gekommen sind. Darunter sind sogar angehende Familienväter, die beim Spiel mit Munition, Sprengstoff oder gefundenen Waffen ihren Kick fanden, mit dem sogenannten Anstieg des Adrenalinpiegels. Das Schürfen nach Munition, Sprengstoff und Kriegsgerät war oft vom Vorsatz geprägt, damit etwas Verbotenes anzustellen, denn die Gesetzgebung des Staates war ja eindeutig. Die Spuren dieses Krieges konnten noch nicht beseitigt werden. Vielleicht gelingt es in den nächsten Generationen. Wir jedenfalls wollten im übertragenen Sinn den II. Weltkrieg wieder ausgraben. Manchmal sind wir auch durch Zufall auf seine Überbleibsel gestoßen.

Mein Vater und Großvater und die meisten Väter und Großväter meiner Freunde hatten das Glück, dass sie im II. Weltkrieg nicht erschossen wurden. Sie kamen nach dem Krieg nach Hause und wurden von ihren Familien in die Arme geschlossen. Alle haben sie den Krieg verdammt und uns für immer zu Kriegsgegnern ideologisiert. Kriegsteilnehmer, körperlich und seelisch Verwundete, haben sich, falls wir kindlich unbekümmert nach ihren Kriegserlebnissen fragten, oft von uns distanziert. Nach und nach erstarkten ihre Seelen wieder und standen uns unbekümmert Rede und Antwort.

Kriegsverherrlichendes oder terroristisches Gedankengut und Gehabe gab es für uns nicht, denn wir liebten unsere Heimat, und weil wir unsere Heimat liebten, unsere Eltern, Lehrer und Lehrmeister respektierten und um ehrlich zu sein, auch ein wenig Angst vor einer für den Staat DDR wichtige Behörde hatten, nämlich vor dem Ministerium für Staatssicherheit, haben wir uns nie erwischen lassen. Aufgefallen sind jedoch die, die beim Spiel mit dem Feuer weder Grenzen noch Vernunft kannten und dadurch zu Schaden gekommen sind.

Bedeutsam für uns war natürlich auch die intensive Suche nach Zeitdokumenten und Belegstücken des II. Weltkrieges oder der Kontakt zu vertrauenswürdigen Zeugen, die es mit der Wahrheit genau nahmen. Diese Aktionen waren interessant und abenteuerlich, manchmal sogar auch gefährlich.

Geschichten und Ereignisse in diesem Buch sind nach wahren Begebenheiten erzählt. Alle Namen, außer den des Autors, habe ich geändert.

*

Dass es 1953 einen 17. Juni, das heißt einen Volksaufstand geben wird, weiß in unserer Familie niemand. Weil meine Eltern und Großeltern vom letzten Krieg die Schnauze voll haben, sind sie momentan politisch desinteressiert, bis Weltkriegspanzer T 34 in die Zerbster Straße der Stadt Dessau einrollen und an unserer Hausnummer 38 stoppen. Es ist eine schöne 38, eine schmiedeeiserne, befestigt an einem schmiedeeisernen Scherengitter. Weil diese Hausnummer neulich ganz schief gegangen hat, befestigte sie der Hausmeister Ebert mit einem Stück Draht. Jetzt hängt die 38 immer noch schief. Die Russenpanzer stoppen nicht rein zufällig an unserer Haustür und schon gar nicht, weil die Hausnummer schief hängt – in der Nähe befindet sich nämlich ein Menschenknäuel, welches sich partout nicht von selbst auflösen will. Ein Offizier mit einem Sprachrohr stellt sich auf den Panzer neben den Geschützturm und ruft die Dessauer Bürger in gebrochenem Deutsch zur Besonnenheit auf. So schlecht kann das Deutsch auch wieder nicht gewesen sein, denn die Leute haben sich jetzt in kleine Grüppchen aufgeteilt und verziehen sich in Richtung Rathaus und Albrechtsplatz. Zwei Straßenbahnzüge sind hintereinander zum Stehen gekommen. Wir toben begeistert um betreffenden Panzer herum und können die leuchtenden Augen des Panzerfahrers hinter dem Sehschlitze erkennen. Dann fangen die Ketten dieses Gefährts wieder an zu knirschen, und es rollt weiter. Dabei hinterlässt es Kratzspuren auf der erst kürzlich ausgebesserten Straße, dort, wo eigentlich meine Kindheit mit Kreiselpeitsche, gusseisernem Roller und Schiefertafel beginnt. Auf dieser Schiefertafel befindet sich vorerst nur ein Allerlei an hingekrakelten Mondgesichtern, weil ich noch nicht schreiben kann. Da ist noch der dicke Seifert, der Sohn vom Fleischer, der

versucht hat, ein Hakenkreuz auf solch eine Tafel zu kratzen – es steht verkehrt herum.

Ein Hakenkreuz habe ich zum Beispiel in der stinkenden Pissbude am Stadtpark gefunden. „Das sind doch nur Blödheiten“, sagt die Dessauer Bevölkerung. „Die dummen Jungs wissen doch gar nicht, was sie da hingeschmiert haben.“

Im Mittelpunkt für uns steht das allerschönste, nämlich das Versteckspiel in einer Umgebung tödlicher Gefahren. Es sind die Ruinen der 1945 zerbombten Stadt.

Ich bin heute mit Seifert verabredet, eben mit dem Sohn vom Fleischer. Wir wollen ein wenig in den Ruinen herumstrolchen. Bis dahin sind es von unserem Haus kaum hundert Meter. Mein Stiefvater hält es mit dem Fleischer Seifert, denn ab und zu gibt es Schweinslende und die ist kaum zu haben. Unterm Ladentisch gibt es sie manchmal. Der olle Seifert wiederum hält es mit meinem Stiefvater, weil dieser eine gutgehende Augenarztpraxis führt und eine Hand wäscht ja die andere. Er will unbedingt eine Heliomatic auf der Nase haben, also eine Brille, deren Gläser sich der Intensität der Sonneneinstrahlung anpassen. Dann fragt meine Mutter meinen Stiefvater: „Wozu braucht Seifert, dieser alberne Fatzke, eine Heliomatic?“ Am Ende bekommt Seifert doch solch eine Brille und dafür gibt es bei uns zu Hause ab und zu Filet vom Rind.

Ich soll heute bei Ellmanns einen Liter Magermilch holen, den Liter zu elf Pfennigen. Da mein Stiefvater vor Geld stinkt, wundere ich mich, dass ich billige Magermilch holen soll. Vielleicht haben meine Eltern an des Nachbars Katze gedacht – das wäre natürlich ein guter Zug. Ich selbst bin ein absoluter Milchfeind.

Man hat mir einen Fünfziger in die Hosentasche gesteckt – den Rest des Geldes soll ich wieder mitbringen. Ich verfresse davon vierzig Pfennige auf dem Weg dorthin, indem ich mir vier Kugeln Wassereis zu vierzig Pfennigen einverleibe. Es bleiben nur zehn Pfennige übrig, und weil ich der Sohn vom Augenarzt bin, wage ich es mir nicht, für diesen Liter Milch eben nur zehn Pfennige auf den Ladentisch zu werfen und Schulden zu machen. Wenn man mich zu Hause fragt, wo die Milch geblieben ist sage ich, dass ich den Fünfziger verloren habe.

Heute treiben wir uns wieder in den Kellern zerbombter Häuser herum. Eigentlich haben wir dort nichts zu suchen. Außerdem werden die Trümmerfrauen und Männer wenn sie Pech haben bestraft, falls sie uns nicht davonjagen. Meine älteren Kumpane und ich erfahren, dass die Trümmerfrauen heute wieder nach altem Hausrat suchen. In einem Fall sind wertvolle Antiquitäten mit musealem Wert in solch einer Ruine gefunden worden. Das gehört dann dem Staat und die Trümmerleute bekommen trotz der beschissenen Arbeit nicht einmal das Dreckige unterm Fingernagel, geschweige Finderlohn. Die Polente bekämpft auch die sogenannten Kupfer- und Bleimarder. Das sind Leute, die zum Beispiel Wasserleitungen aus den Ruinen klauen. Sie hauen mit Beilen und Äxten die Rohre einfach von den Wänden, weil das so schneller geht. Dann verkaufen sie sie beim Schrotthandel.

So lange die Trümmer noch stehen, haben wir tolle Spielplätze, manchmal in luftiger Höhe. So kann man das „Kornhaus“, also die wunderschöne Gaststätte an der Elbe, erblicken.

Oft pilgern wir durch muffige und gespenstische Keller, in denen es acht Jahre nach Kriegsende genauso nach Einkellerungskartoffeln riecht wie bei uns zu Hause. Einmal hat eine Trümmerfrau zu mir gesagt, es sei gefährlich, in den Ruinen herumzutoben, angeblich wegen der Einsturzgefahr. Ich hab's natürlich begriffen. Gestern sind wir in eine Ruine der Teichstraße gestiegen, und zwar bis ins letzte Geschoss. Die Sprengbombe ist vom Dach aus bis in den Keller geflogen und hat die Hälfte des Hauses weggepustet. Trotzdem sind das erste und das zweite Obergeschoss zur Hälfte stehengeblieben. Die Holzbalkendecken in den Zimmern sind nur noch einseitig in den Wänden eingebunden, so dass sie auf- und niederwippen, wenn wir auf sie springen. Es ist überhaupt sehr lustig, weil die ganze obere Etage wie ein Lämmerschwanz hin und her wackelt. „Auch Trümmer können baufällig sein, sodass sie noch Jahre nach dem Bombenangriff einstürzen können“, sagt eine Trümmerfrau. „Vielleicht könnte man die Ruinen reparieren, so dass eben diese Gefahr nicht besteht“, antworte ich. „Der Krieg hatte also auch sein Gutes, denn ...“ Bevor ich meinen Satz zu Ende gesprochen habe, hagelt es Kopfnüsse.

Nachbarn entdecken uns in den Ruinen, aber niemand traut sich hinter uns her. Dann wird meine Mutter gerufen, weil mein Stiefvater dienstlich verhindert ist. Sie lässt Praxis Praxis sein und kommt im weißen Kittel angestaust. Sie will unser Obergeschoss erklimmen, um uns herunter zu holen. Allerdings ist die Treppe weggebombt, und der Weg zu uns nach oben führt nur über ein Dachrinnenfallrohr. Später hat sie mich verdroschen, allerdings daheim, weil es dort keiner gesehen hat.

Gucken darf man, hat man uns gesagt, doch dabei ist es nicht geblieben. Wir sind immer wieder in dunkle Keller gestiegen oder auf ausgebrannte Dachböden geklettert.

Heute sind wir wieder mit den Trümmerleuten in einem Kellergewölbe. Dann zieht eine Trümmerfrau eine Pistole und richtet sie lachend auf mich. Sie fragt, ob sie mich totschießen soll. Natürlich ist das nur Spaß, denn die Pistole ist so vergammelt, dass sie nicht einmal den leisesten Schuss von sich geben würde. Kein Wunder – das Ding liegt seit Kriegsende im Dreck. Später findet man einen ganzen Haufen Panzerfäuste. Sie sehen aus wie neu, weil sie zugedeckt in einer Kellernische gelegen haben. Jetzt ist die Polizei angerollt und hat sie mitgenommen. „Das war die Bewaffnung der Volkssturmleute im April 1945“, sagt die Trümmerfrau, die jetzt die Pistole auf einen Schutthaufen geschmissen hat. „Die wollten mit den Panzerfäusten die Russenpanzer aufhalten.“ Anfangs dachte ich, der jeweilige Volkssturmmann schlägt mit diesem keulenartigen Gegenstand auf den Panzer, um ihn zur Räson zu bringen. „Schön wäre es für den Panzerfahrer“, erklärt mir ein Trümmermann. „Die Panzerfaust war eigentlich für die Panzerbesatzung tödlich.“

Heute stapeln wir Mauersteine aufeinander. Damit verschaffen wir uns ein Alibi für den Aufenthalt in den Trümmern. Vorher muss der alte Mörtel abgehackt werden, weil man die Steine wieder zum Bauen verwenden will. Wir stehen einige Zeit zwischen den Trümmerleuten und bilden mit ihnen eine Kette, so mehr zum Spaß. Am Ende geht uns das Weitergeben der Steine zu schnell, und wir verdrücken uns.

Am nächsten Tag sind wir wieder an der gleichen Stelle. An den Wänden findet man Reste wunderschöner Stofftapeten. „Hier hat die Crème de la Crème gehaust“, sagt ein Arbeiter und zerrt an einem der herunterhängenden Fetzen herum – ein großer Putzfladen fällt von der Wand. Mit Crème de la Crème hat er die hohen Herrschaften gemeint, denen diese bombardierte Stadtvilla gehört hat. „Vielleicht sind die hohen Herrschaften umgekommen“, antworte ich. Der Arbeiter schweigt und wendet sich von mir ab.

Heute hat mich die „Schusterin“, so nennen meine Eltern unsere Haushälterin Schuster, persönlich zum Mittagessen gerufen, und zwar aus den Ruinen. Sie hat hintenherum erfahren, wo ich mich herumtreibe. Damit hat sie verhindert, dass mich meine Mutter wieder in den Ruinen entdeckt. Ich finde das höchst anständig, weil ich deshalb um eine erneute körperliche Züchtigung herumgekommen bin. Überhaupt ist die Schusterin eine tolle Haushälterin. Leider ist ihr Ehemann während der Winterschlacht 1942/43 in Stalingrad gefallen. Voriges Wochenende ist sie mit mir nach Berlin-Schöneberg zu ihrem Bruder gereist, weil meine Eltern während eines Ärztekongresses in Hannover weilten. Der Bruder der Schusterin hat sich mit mir sofort angefreundet, weil meine Eltern zu Hause eine Augenarztpraxis betreiben. Allerdings war er der Meinung, dass es ihm unter amerikanischer Herrschaft viel besser ginge, als uns Ostbürgern unter der Fuchtel der Russen. „Komisch“, denke ich, „haben doch die Amis viele unserer Städte in Schutt und Asche gelegt.“

„Hoffentlich gibt es nicht wieder Krieg“, sagen die Leute. „Irgendetwas braut sich zusammen.“ Weil vor-

gestern wie zum Kriegsende 1945 Panzer durch unsere Straße gerollt sind, geraten die Leute außer Rand und Band. Da sich nun doch etwas zusammenbraut, bringt mich meine Frau Mama zu meinen Großeltern nach Torgau. Nun ist es erst einmal aus mit unseren geliebten Spielplätzen in den Ruinen Dessaus.

„Es gibt keinen Krieg“, sagen meine Großmutter und mein Großvater. Dann hat mein Großvater gemeint, dass Krieg übertrieben sei. Es wäre nur das Aufflackern eines bürgerkriegsähnlichen Zustandes, und das sei etwas anderes. Ich werde aus dem ganzen Gesabbel nicht schlau. Ich bin voller Hoffnung, dass ich mit Seifert wieder in den zerbombten Häusern herumklettern kann. Jetzt freue mich wie ein Schneekönig auf die Bahnfahrt zurück nach Dessau. Daraus wird vorerst nichts, denn es gibt einen Ausnahmezustand – kein Zug fährt in den Dessauer Hauptbahnhof hinein und keiner hinaus. Stalin-Panzer aus dem II. Weltkrieg stehen auf den Bahngleisen und haben erst einmal den Zugverkehr gestoppt. Meine Mutter kann mich also nicht nach Hause holen. Ich sitze also bei meinen Großeltern fest und werde später in Torgau eingeschult. Dort drücke ich fünf Wochen die Schulbank und werde dann wieder nach Dessau verfrachtet. Dort gibt es dann eine zweite, wenn auch nur provisorische Einschulung ohne Zuckertüte. Die Atmosphäre ist unangenehm, weil mich dreißig Mitschüler unentwegt angaffen. Ich komme mir vor, als sei ich aus Schokolade.

Inzwischen hat man einige der gefährlichen Ruinen weggerissen, sofern sie nicht von selbst umgekippt sind. Das Gelände ist von Zäunen umgeben. Trotzdem kriechen wir unterm Draht durch und klettern wieder in die Trüm-

mer, weil sich dort noch alter Hausrat befindet. Die Leute sagen, die zerbombten Häuser wären derart gefährlich, dass ohnehin keiner auf die Idee kommt, sich dorthin zu begeben. Gut für uns, denn dann fallen wir nicht auf.

Wir befinden uns jetzt in einer Ruine, aus der man 1945 alle Familien nach dem Bombenangriff tot geborgen hat. Es ist unheimlich in diesem Gemäuer. Wir haben allerlei Kram aus dem Bauschutt gebuddelt, zum Beispiel Kaffeebüchsen, einen Nachttopf, einen alten Fleischwolf, einen zerbeulten Emaillebrotkasten und einen Kohlenkasten auf Rädern. Unser Enthusiasmus kennt keine Grenzen. Über uns, also im ersten Obergeschoss, ist eine Küche von einer Bombe zur Hälfte abgesprengt. Übriggeblieben sind ein blau-weißes Fliesenmuster an der Wand, ein Handtuchhalter, ein Ausguss und eben der halbe Küchenfußboden. All das sieht richtig wohnlich aus – dort wollen wir hinauf. Es ist tatsächlich noch ein Stück Treppe vorhanden, aber es fehlen die ersten drei Stufen. Ich schichte Mauersteine aufeinander und versuche, emporzuklimmen. Ich kann meine Hände bereits auf die erste Stufe legen. Dabei habe ich das Gefühl, dass der ganze Treppenaufgang schwankt. Der dicke Seifert will von hinten nachschieben, doch ich kippe mit dem Steinstapel um. Plötzlich kommt eine Steinlawine von oben und verschüttet die Hälfte des Kellerhalses. Wir sind wie versteinert, dann ergreifen wir die Flucht.

*

Ich bin ein nomadischer Schüler geworden. Meine Eltern haben wie man so schön sagt, wieder mal in den Sack gehauen und sind ohne mich zu fragen nach Eise-

nach gezogen. Wenigstens haben sie mich nicht sitzen lassen. Ich komme mir vor, wie jemand vom Zirkus, nur dass wir zu Hause Fenster und Türen haben. Vielleicht ist mein Stiefvater sogar von Vater Staat nach Eisenach gerufen worden, weil dort wieder mal ärztlicher Notstand herrscht – was soll's.

Juli 1956 – es sind Ferien, die ich in Torgau verbringen werde. Das entfernte Grollen ist eine Detonation, die Scheiben vom Doppelfenster in der Küche klirren. Die Gardine ist in Bewegung geraten. Über dem Torgauer Stadtwald hängt ein Rauchstreifen, der sich als Zickzacklinie vom Blau des Himmels abhebt. „Der Muniti-
onsbergungsdienst sprengt wieder Munition aus dem II. Weltkrieg. Früher nannte man diese Truppe Himmelfahrtskommando“, sagt mein Großvater. „Was ist ein Himmelfahrtskommando“, frage ich. Meine Großmutter hat die Antwort schon parat: „Nun, Leute vom Himmelfahrtskommando haben Munition in die Luft gesprengt oder Landminen unter Einsatz ihres Lebens vernichtet.“

„Himmelfahrt ist doch ein schöner Tag für erwachsene Männer“, sag ich. „Dieses Kommando hat mit dem Himmelfahrtstag nur im übertragenen Sinn zu tun“, so meine Großmutter. „Vorigen Dienstag ist einer von dieser Truppe umgekommen, also gen Himmel gefahren.“

Wenn die Glocken der Torgauer Marienkirche zur Beerdigung läuten, bekommt meine Großmutter immer feuchte Augen. Da ist dann halt jemand heimgegangen. Ich knie meinen Großeltern mit meiner Fragerei auf den Nähten: „Ein Mann ist also gestorben, gen Himmel aufgefahren. Wie Christus?“

„Da ist einer von 'ner Panzerfaust zerrissen worden“, platzt es aus meinem Großvater heraus. „Es war Gerhard Angermann, ein Kriegsteilnehmer der letzten Tage, genauer gesagt ein ehemaliger Flakhelfer. Er hat herumgespielt und versucht, solch eine Panzerfaust auseinander zu nehmen.“ Mein Großvater ist jetzt richtig aufgebracht. Meine Großmutter schaut ihn böse an, als sei er Angermanns Mörder. Sie ist nämlich der Meinung, man habe mir eine Illusion geraubt. Jedenfalls bleibe ich ruhig.

„Die brauchen jeden Mann zum Entsorgen der Munition. Die vom Himmelfahrtskommando verdienen gutes Geld“, fährt mein Großvater fort und erweckt dabei den Eindruck, als sei das Ergebnis einer lukrativen Tabakernte gemeint. Dabei macht er große Augen und stopft sich eine Pfeife mit Selbstangebautem. Meine Großmutter verjagt mit ihrer Kittelschürze die blauen Rauchschwaden. „Das, was da am Dienstag passiert ist, steht heute in der Leipziger Volkszeitung“, sagt mein Großvater. „Die mussten es reinsetzen, weil mehrere Leute Leichenteile gefunden haben. Der Artikel soll auch abschreckend wirken, sodass sich niemand an Munitionsblindgängern vergreift.“ Mein Großvater sieht mir streng in die Augen. Das habe ich zwar begriffen, aber mich erschüttert dieser Bericht nicht sonderlich, weil mein Klassenlehrer 1945 Luftschutzhelfer war und in den Trümmern der Häuser nach Überlebenden suchen musste. Davon hat er oft berichtet. Mir gehen die Geschichten zu den Bombenangriffen auf Dessau im Kopf herum und natürlich auch die halbsbrecherischen Klettertouren in den zerbombten Häusern.

Die Augen meiner Großmutter sind feucht geworden, dann fängt sie an zu weinen. Schließlich ist der Angermann sinnlos gestorben. Zudem war er noch ein Jahr

jünger als ihr eigener Sohn, also mein lieblicher Onkel. Sein Panzer wurde an der Oder-Neiße-Linie mit einer deutschen Panzerfaust im März 1945 in die Luft gejagt. Dabei hat er Diesel geschluckt, weil er im umgekippten Panzer dreivierteltot unter einem Leck des Tanks lag. Mein Onkel ist damals mit dem blauen Auge davongekommen.

„Und wieso ist die Panzerfaust neulich in die Luft gegangen, obwohl sie doch schon lange im Dreck lag?“, frag ich. „Von 1945 an sind es immerhin elf Jahre. Solch ein Teil müsste doch ganz und gar vom Rost zerfressen sein.“

Von meinem Großvater sehe ich nur Schulterzucken. Dann klärt er mich darüber auf, dass das Himmelfahrtskommando eher im Volksmund existiert und eigentlich nur während des Krieges zum Einsatz kam.

*

Ich schaue auf das Fensterkreuz des Küchenfensters. „Welch ein Fliegendreck aber auch“, denke ich und erinnere mich an das unermüdliche Putzen unserer Haushälterin in Eisenach. Meine Großmutter beobachtet mich von der Seite, dann sagt sie: „Nichts mit Fliegendreck, falls du das denkst!“ Es hat den Anschein, als könne meine Großmutter Gedanken lesen. Sie hat mir irgendwann auch gesagt, sie wäre telepathisch veranlagt. Dass ich meine Schulferien eine Woche später antreten würde als abgesprochen, wäre ihr klar gewesen. Der Beweis dafür sei, dass sie die mittelfrühen Süßkirschen für mich auf dem Baum hängen ließ.

Jedenfalls sind die schwarzen Punkte auf dem Fensterkreuz kein Fliegendreck, sondern Löcher im Holz, hervorgerufen von Reißzwecken. Immer wenn im Radio

Luftalarm gemeldet wurde, haben meine Großeltern Verdunklungen innen vor die Fenster gezwackt. Die Amerikaner sind mit ihren Flugzeugen schon dicht an Torgau heran gewesen – manch einer dachte an das Schlimmste. Dann aber wurde Chemnitz, Plauen und Dresden in Schutt und Asche gelegt.

Hennig war Angehöriger des Reichsluftschutzbundes (RLB) in der Eigenschaft eines Luftschutzwartes. Er ist pflichtgemäß in die Grundstücke gegangen, um zu kontrollieren, ob nach Einbruch der Dunkelheit, nicht etwa noch Lichtfünkchen hinter den Fenstern zu sehen seien. Er selbst hätte das gar nicht tun müssen, weil ja ein Luftschutzwart der Befehlshaber einer Luftschutzgemeinschaft ist. „Hennig war eben immer dienstbeflissen“, sagt meine Großmutter. „Er hat seine schmutzigen Löffel allzu gern an die Fensterscheiben anderer Leute gedrückt, um herauszubekommen, was die so reden. Zudem wollte er wissen, ob sie nicht etwa den Londoner Feindsender abhörten. Dann haben ihn vermummte Leute gegriffen, verdroschen und ihm den nackten Arsch mit Bärenkleber vollgeschmiert. Das ist eine stinkende Dichtungsmasse, die die Klempner zum Abdichten von Rohrverbindungen verwenden. Hennig hat nie herausbekommen, wer die Gestalten während der Nacht- und Nebelaktion waren. Trotzdem hatten sie Angst, weil Hennig mit dem KZ gedroht hat.“

Während meine Großmutter diesen Bericht abgibt, haut sie sich begeistert auf die Knie. In ihrer Stimme schwingt sogar Schadenfreude mit. Es hat den Anschein, als sei sie die Übeltäterin gewesen. „Den Spitznamen Gummiohr hat Hennig für alle Zeiten weg“, sagt sie noch. Dann fordert sie mich auf, den Rand zu halten und diese Geschichte zu vergessen. Hennig sei jetzt ein

braver DDR-Bürger und gesellschaftlich aktiv – er habe eben den Mantel nach dem Wind gehalten. Außerdem sei er dem Verein der Kleintierzüchter, Siedler und Kleingärtner (VKSK) beigetreten und führendes Mitglied einer Karnickelsparte geworden. Wenn man meiner Großmutter zuhört, kann man meinen, Hennig wollte unserem Präsidenten Wilhelm Pieck den Rang streitig machen.

Da nun die ganze Zeit von Luftschutzwart Hennig und vom Reichsluftschutzbund des III. Reiches die Rede war, fällt mir besonders der blecherne Wandschrank neben dem Handtuchhalter in der Küche auf. Mit roten Buchstaben steht auf der Schranktür geschrieben:

– LUFTSCHUTZ-HAUSAPOTHEKE –

Der Sinn dieses Schrankes interessiert mich brennend, doch viel mehr der Inhalt. Es sind aber nur Sanitätsutensilien aus der Neuzeit vorhanden. Dazu gehören Binden, Hansaplast, Salben, Jod etc. Gedacht war der Schrank aber für Erste-Hilfe-Einsätze im Luftschutzbunker oder Keller während Bombenangriffen im II. Weltkrieg. Ich schließe die blecherne Schranktür auf und lese das schwarz Gedruckte auf der Innenseite: „Zum Waschen von Phosphorbrandverletzungen nehme man 25 Bicabonicum-Tabletten und löse sie in einem halben Liter Wasser auf.“ Diese Brühe ist auch für Rachenreizungen gut – so jedenfalls verstehe ich den Text. Der nachfolgende Kurzvortrag meines Großvaters zu Bicarbonicum ist bombensicher: „Diese Vokabel klingt lateinisch und dann ist sie es auch! Man muss ja nicht gleich die lateinische Sprache beherrschen, um das herauszuhören.“